

Javier Marías Tomás Nevinson

Roman

S. FISCHER



Javier Marías

Tomás Nevinson

Roman

Aus dem Spanischen von Susanne Lange

⊗ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Nach der hoch gelobten »Berta Isla« (2019) erscheint nun der neue Roman von Javier Marías: »Tomás Nevinson«.

Eigentlich hat Tomás Nevinson mit dem Geheimdienst abgeschlossen. Doch sein ehemaliger Chef verführt ihn mit einem neuen Auftrag: Nevinson soll in einer spanischen Kleinstadt eine Terroristin, die sich an früheren Anschlägen der ETA und der IRA beteiligt hat, aufspüren und beseitigen. Als er mit einer Frau, die als Zielperson in Frage kommt, eine Beziehung eingeht, gerät er in Gewissenskonflikte.

Lassen sich Schuld und Unschuld zweifelsfrei erkennen? Und darf man einen Menschen töten, um ein größeres Verbrechen zu verhindern?

»Thomas Nevinson« ist eine meisterhafte Mischung von Spionageroman, erotischem Abenteuer und moralischer Reflexion. »Vermutlich der beste Roman, den Javier Marías bisher geschrieben hat.« *El País*

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Javier Marías, 1951 als Sohn einer Lehrerin und eines vom Franco-Regime verfolgten Philosophen geboren, veröffentlichte seinen ersten Roman mit neunzehn Jahren. Seit seinem Bestseller »Mein Herz so weiß« gilt er weltweit als beachtenswertester Erzähler Spaniens. Zuletzt erschien der Roman »Berta Isla« (2019). »Tomás Nevinson« erzählt die Fortsetzung der Geschichte.

Marías' umfangreiches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem Nelly-Sachs-Preis sowie dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Seine Bücher wurden in über vierzig Sprachen übersetzt.

Susanne Lange lebt als freie Übersetzerin bei Barcelona und in Berlin. Sie überträgt lateinamerikanische und spanische Literatur, sowohl klassische Autoren wie Cervantes als auch zeitgenössische wie Juan Gabriel Vásquez oder Javier Marías. Zuletzt wurde sie mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

*Für Carme López Mercader, die mich, nah oder fern, im
Lockdown oder nicht, mal mehr, mal weniger fröhlich – sie
immer fröhlicher als ich –, lächelnd bei diesem Buch begleitet
hat, vom Anfang bis zum Ende*

I

Ich wurde nach alter Schule erzogen und hätte nie gedacht, dass man mir eines Tages auftragen würde, eine Frau umzubringen. Frauen tastet man nicht an, schlägt sie nicht, verletzt sie nicht physisch und nur im äußersten Fall mit Worten, eine Regel, die sie ihrerseits nicht befolgen. Ja, man beschützt und achtet sie, lässt ihnen den Vortritt, beschirmt und umsorgt sie, wenn sie ein Kind im Bauch oder auf dem Arm haben oder im Kinderwagen, bietet ihnen in Bus und U-Bahn seinen Platz an, auf der Straße behütet man sie sogar vor dem Verkehr oder früher vor dem, was vom Balkon geschüttet wurde, und wenn ein Schiff schlingert und unterzugehen droht, gehören die Rettungsboote ihnen und ihren kleinen Sprösslingen (mehr die ihren als die der Männer), zumindest die ersten Plätze. Bei Massenerschießungen werden sie manchmal verschont, man sortiert sie aus, nimmt ihnen Mann, Vater, Brüder, sogar die heranwachsenden Söhne, von den erwachsenen ganz zu schweigen, doch ihnen erlaubt man, weiterzuleben, wahnsinnig vor Schmerz, wie leidende Gespenster, die Jahr für Jahr älter werden, gekettet an die Erinnerung ihrer verlorenen Welt. Zwangsläufig werden sie zu den Verwahrerinnen des Andenkens, bleiben als Einzige

zurück, wenn es scheint, dass niemand mehr geblieben ist, erzählen als Einzige, was geschah.

Gut, all das hat man mir als Kind beigebracht, all das galt früher und auch nicht immer oder nicht wortwörtlich. Es galt früher und theoretisch, nicht praktisch. Letztlich hat man 1793 Frankreichs Königin guillotiniert und noch früher Unzählige als Hexen verdammt und verbrannt, die Soldatin Jeanne d'Arc etwa, um nur zwei bekannte Beispiele zu nennen.

Ja, natürlich wurden schon immer Frauen getötet, aber das geschah gegen den Strom und nicht ohne Hemmungen; wer weiß, ob Anne Boleyn durch das Schwert sterben durfte statt durch das plumpe, unberechenbare Beil oder den Scheiterhaufen, weil sie eine Frau oder weil sie Königin war, weil sie jung oder weil sie schön war, schön für die damalige Zeit und ihre Zeugnisse, die nie verlässlich sind, nicht einmal die der Augenzeugen, die schlecht sehen oder hören, sich irren oder lügen. Auf den Kupferstichen von ihrer Hinrichtung kniet sie wie zum Gebet, der Oberkörper aufrecht, der Kopf erhoben; wäre sie zum Beil verurteilt gewesen, hätte sie Kinn oder Wange auf den Holzblock legen und eine demütigendere, unbequemere Haltung einnehmen, sich sozusagen in den Staub werfen müssen und hätte dabei den vor ihr Stehenden das angehobene Gesäß präsentiert. Kurios, diese Rücksicht auf Bequemlichkeit und Haltung in ihrem letzten Augenblick, sogar auf Anmut und Würde, denn was scherte es sie, die fast schon Leichnam war und gleich verschwinden würde von der Erde, unter der Erde, zweigeteilt. Auf diesen Darstellungen sieht man

auch »das Schwert von Calais«, wie man ihren Henker in den Chroniken nennt, um ihn von einem gemeinen Henker zu unterscheiden – *ex professo* wegen seiner Kunstfertigkeit geholt, vielleicht auch auf Ersuchen der Königin –, er steht immer hinter ihr, ihrem Blick verborgen, niemals vor ihr, als hätte man besprochen oder beschlossen, dass es der Frau erspart bleiben sollte, den Schlag kommen zu sehen, die Bahn der schweren Waffe, die schnell und unaufhaltsam heransaut wie ein ausgestoßener Pfiff oder ein scharfer Windstoß (auf einigen Bildern hat sie die Augen verbunden, auf den meisten nicht); als sollte sie nicht wissen, wann genau ihr Kopf mit einem einzigen sauberen Streich abgetrennt werden und auf das Holzpodest fallen würde, mit der Stirn nach oben oder unten, seitlich, auf Hals oder Scheitel, wer weiß, sie würde es natürlich nie erfahren; als sollte sie die Bewegung überraschend treffen, falls Überraschung möglich ist, wenn man weiß, weshalb man dort kniet, ohne Umhang um acht Uhr morgens, an einem noch kalten englischen Maitag. Sie kniet, um dem Henker die Aufgabe zu erleichtern und sein Geschick nicht zu sehr zu beanspruchen. Er hatte freundlicherweise den Ärmelkanal überquert und seine Dienste zur Verfügung gestellt und war womöglich nicht sehr groß. Anscheinend hatte Anne Boleyn das Schwert für ausreichend erklärt, da ihr Hals schlank war. Gewiss hatte sie ihn mehr als einmal mit den Händen umfasst, um die Probe aufs Exempel zu machen.

Bei ihr ließ man jedenfalls mehr Rücksicht walten als zweieinhalb Jahrhunderte später bei Marie-Antoinette, mit der

an ihrem Oktobertag offenbar übler verfahren wurde als mit ihrem Gatten Ludwig XVI. an seinem Januartag, neun Monate war er ihr auf der Guillotine vorangegangen. Dass sie eine Frau war, spielte keine Rolle für die Revolutionäre, oder vielleicht hielten sie die Rücksicht auf das Geschlecht an sich für antirevolutionär. Ein Leutnant mit Namen de Busne, der ihr als Wächter einen gewissen Respekt bekundet hatte, wurde festgenommen und durch einen schrofferen Aufseher ersetzt. Dem König hatte man die Hände erst am Fuß des Schafotts auf den Rücken gebunden; den Weg dorthin hatte er in einer gedeckten, geschlossenen Kutsche zurückgelegt, die des Bürgermeisters von Paris, glaube ich; und er durfte sich als Beistand selbst einen Priester aussuchen (einen nicht beeideten, der folglich nicht auf die Verfassung und die neue Ordnung geschworen hatte, die sich tagtäglich änderte und nun der Richter gewesen war). Seiner österreichischen Witwe hingegen band man die Hände schon vor dem Weg zum Schafott, den sie auf dem Karren bewältigen musste, dem Hass in den Gesichtern und den Beschimpfungen der Menge verletzlicher, wehrloser ausgesetzt; und ihr bot man nur die Dienste eines beeideten Priesters an, was sie höflich ablehnte. In den Chroniken heißt es, sie habe all die Höflichkeit, die ihr als Königin abgegangen war, in ihren letzten Augenblicken entfaltet: Sie stieg die Stufen so hastig empor, dass sie stolperte und dem Henker auf den Fuß trat, bei dem sie sich, als wäre das ihre Gewohnheit, sogleich entschuldigte (*»Excusez-moi, Monsieur«*, sagte sie zu ihm).

Die Guillotine hat ihr Vorspiel der obligaten Schmach: Man band den Verurteilten nicht nur die Hände auf den Rücken, sondern zog ihnen, einmal oben, mit einem Seil die Arme straff an den Körper, ein Vorzeichen des Leichentuchs; wenn sie steif und plump, fast bewegungsunfähig und somit hilflos waren, mussten zwei Henkersgehilfen sie wie ein Bündel packen (wie später die Zwergclowns, die man aus der Zirkuskanone feuerte) und sie bäuchlings in die Horizontale kippen oder schieben, bis der Hals in der Aussparung zu liegen kam. In dieser Hinsicht erging es Marie-Antoinette ebenso wie ihrem Mann: Beide wurden in ihrem letzten Augenblick zum Ding, wurden behandelt wie ein Stück Gepäck, wie Wollballen oder Torpedos eines archaischen U-Boots, wie Heubündel, aus denen der Kopf ragte, bevor er unkontrolliert fortrollte, richtungs- und sinnlos, bis ihn jemand zum Stillstand brachte, beim Schopf packte, der Menge präsentierte. Bei keinem von ihnen trat jedenfalls ein, was sich, wie ein französischer Kardinal erstaunt berichtete, nach dem Tod des heiligen Dionysius ereignet hatte, der während der Valerianischen Verfolgung nach Martyrium und Enthauptung mit dem abgeschlagenen Kopf unter dem Arm von Montmartre bis zu seiner Begräbnisstätte gewandert war (und somit den Sargträgern rücksichtsvollerweise die Arbeit erspart hatte), wo man später die ihm geweihte Abtei oder Basilika errichtete: eine Strecke von neun Kilometern. Diese Wundertat hatte dem Kardinal die Sprache verschlagen, wie er versicherte, in Wirklichkeit aber seinen Wortschwall erst recht entfacht, so dass ihn eine geistreiche Dame unter den Zuhörern

unterbrach und die Leistung zu einem Satz eindampfte: »Ah, *Monsieur!*«, sagte sie. »Bei derlei kostet nur der erste Schritt Überwindung.«

Nur der erste Schritt kostet Überwindung. Vielleicht gilt das für alles oder für die meisten Anstrengungen, für das, was man ungern, widerwillig oder mit Bedenken tut, sehr wenig nimmt man bedenkenlos in Angriff, fast immer verleitet uns etwas, nicht zu handeln, diesen Schritt nicht zu tun, nicht das Haus zu verlassen, uns nicht zu regen, uns an niemanden zu wenden und zu vermeiden, dass jemand uns anspricht, ansieht, erzählt. Manchmal denke ich, dass unser ganzes Leben – selbst das der ehrgeizigen, unruhigen, ungeduldigen, unersättlichen Geister, die unbedingt in der Welt mitmischen, ja sie regieren wollen – nichts ist als der lang aufgeschobene Wunsch, wieder unauffindbar zu sein, wie damals, als wir noch nicht geboren waren, unsichtbar, ohne Wärme auszustrahlen, unhörbar; stumm zu sein und reglos, den Weg zurückzugehen, das Geschehene zurückzunehmen, das sich nie zurücknehmen lässt, höchstens vergessen, wenn man Glück hat und niemand davon erzählt; alle Spuren zu verwischen, die von unserer vergangenen Existenz zeugen, die leider immer noch gegenwärtig und zukünftig ist, für eine Weile. Und doch sind wir nicht zu dem Versuch fähig, diesen Wunsch umzusetzen, den wir uns nicht einmal eingestehen oder nur die mutigsten, stärksten, kaum mehr menschlichen Geister: die sich umbringen, sich zurückziehen und warten, die ohne Abschied verschwinden, sich wirklich verstecken, das heißt, die wirklich dafür sorgen, dass man sie nie wiederfindet; die weltabgeschiedenen Anachoreten und Einsiedler, die ihre Identität abschütteln (»Ich bin nicht mehr mein früheres Ich«),

eine andere annehmen und sich eisern an sie halten («Idiot, denk bloß nicht, du kennst mich«). Die Deserteure, die Verbannten, die Usurpatoren und die ohne Gedächtnis, die wirklich nicht mehr wissen, wer sie waren, und sich einreden, zu sein, wer sie als Kind oder noch in ihrer Jugend nie gewesen sind, erst recht nicht bei ihrer Geburt. Die, die nicht zurückkehren.

Die größte Überwindung kostet das Töten, ein Gemeinplatz, den vor allem die unterschreiben, die es noch nie getan haben. Sie behaupten es, weil sie sich nicht mit einer Pistole oder einem Messer in der Hand sehen, mit einem Würgeseil oder einer Machete; die meisten Verbrechen benötigen Zeit und körperliche Anstrengung, wenn es ein hautnaher Kampf ist, und sind mit Gefahren verbunden (man kann uns die Waffe entwenden, und am Ende sind wir die Leiche). Aber seit langem schon sind die Leute an die Zielfernrohrgewehre aus dem Kino gewöhnt, da muss man nur den Abzug drücken und Schluss, eine saubere, keimfreie Angelegenheit, fast ohne Risiko; ja sie sehen heute, wie jemand abertausend Kilometer vom Ziel entfernt eine Drohne steuert und einem Leben oder mehreren ein Ende setzt, als wäre es Fiktion, eine imaginäre Tat, ein Videospiel (der Bildschirm zeigt das Ergebnis) oder, für die älteren Semester, das Klacken der verchromten Flipperkugel, die wir nach oben katapultieren. Da gibt es kein Risiko, kein Blut, das unser Gesichtsfeld bespritzt.

Überwindung kostet es gewiss auch wegen der Unumkehrbarkeit der Tat, ihrer Endgültigkeit: Töten bedeutet, dass sich bei dem Toten nichts mehr tut, nichts mehr von ihm ausgeht, dass er weder nachdenkt noch Ideen hervorbringt, dass er nichts mehr berichtigen, sich nicht bessern, keinen Schaden wiedergutmachen, nicht mehr überzeugt werden kann; dass er nie mehr spricht und handelt, niemand mehr mit ihm rechnet, er nicht einmal atmet oder blickt; dass er unschädlich ist, ja gänzlich unbrauchbar: wie ein kaputtes

Haushaltsgerät und nur noch lästig, störender Krempel, der aus dem Weg geschafft werden muss. Die meisten machen sich allzu radikale, übertriebene Vorstellungen, glauben gern, dass es für jeden Rettung gibt, denken im Grunde, dass man sich immer ändern und Vergebung finden kann oder dass eine menschliche Seuche verschwindet, ohne dass man sie ausrotten muss. Zudem fühlt man abstrakt mit dem anderen mit: Wie soll ich jemandem das Leben nehmen? Im Konkreten flaut das Mitgefühl jedoch ab, falls es nicht ganz verschwindet, manchmal mit einem Schlag. Falls wir es nicht gleich mit der Wurzel ausreißen.

Dazu fällt mir ein alter Film von Fritz Lang ein, 1941 mitten im Krieg gedreht, als die Vereinigten Staaten noch gar nicht eingetreten waren, England den Deutschen unmöglich allein widerstehen zu können schien und das restliche Europa von ihnen unterjocht war oder aus freien Stücken unter ihrem Befehl. Er beginnt folgendermaßen: Ein Mann in Jägertracht, mit Hut, Knickerbockern und Gamaschen, gespielt von Walter Pidgeon, robbt mit einem Scharfschützengewehr zu einem Felsvorsprung oder zum Rand eines Erdwalls oder Abgrunds, irgendwo in waldiger Umgebung in Bayern. Es ist der 29. Juli 1939, nur fünfunddreißig Tage vor Kriegsbeginn, und der Ort erweist sich als Berchtesgaden, wo Hitler ein Landhaus hatte, auf das er sich sogar während des Krieges noch häufig zurückzog: der am besten bewachte Ort Deutschlands, wenn er sich dort aufhielt. Da sieht der Jäger etwas jenseits des Walls oder Abgrunds – vielleicht ist es eine Art Burggraben –,

bäuchlings liegt er im Dickicht und blickt durch den Feldstecher. Sein Gesicht zeigt Überraschung, Aufregung, er holt aus dem Rucksack ein Zielfernrohr, bringt es an der Waffe an und stellt es auf fünfhundertfünfzig Yard ein, etwas mehr als fünfhundert Meter. Was er da sieht, ist der Führer höchstselbst, der auf einer Terrasse auf und ab geht, im Gespräch mit einem Untergebenen, einem hohen Gestapo-Offizier, ich erinnere mich noch an dessen merkwürdigen, halb englischen Namen, Quive-Smith, gespielt von George Sanders mit Monokel, weißer Jacke und dunkler Hose, eine Uniform, wie sie ähnlich noch in den siebziger Jahren die Falangisten in Francos Cortes trugen, der Nazi-Stil hatte sie bis zum Ende begeistert.

Quive-Smith verdeckt Hitler zunächst, der Jäger hat ihn nicht im Visier, er wischt sich den Schweiß von der Stirn, nervös. Doch kurz darauf geht der Offizier fort, und dieser größte aller Verbrecher bleibt allein zurück. Er ist in Schussweite, im Fadenkreuz. Der Jäger führt den Finger zum Abzug, zögert kurz, drückt durch. Man hört nur ein Klicken, keinen Schuss, die Waffe ist nicht geladen. Walter Pidgeon lacht, führt wie zum Abschied die Hand an die Hutkrempe. Der Zuschauer weiß, dass ein bewaffneter Soldat in der Nähe ist, der dort patrouilliert und den versteckten Jäger noch nicht gesehen hat.

Wie auch immer das die Romanvorlage begründet, im Film jedenfalls wird Pidgeon nach dem gespielten Schuss plötzlich bewusst, dass er Hitler töten *kann*, es sogar eben zum Schein getan hat. Daraufhin schiebt er hastig eine Kugel in die

Patronenkammer und zielt erneut. Der Führer ist immer noch da, vor seinem Auge, hat sich nicht zurückgezogen, seine Brust noch immer in Schussweite. Als der Jäger später gefangen und verhört wird, versichert er Quive-Smith oder Sanders, er habe niemals schießen wollen, die Herausforderung habe allein in dem Beweis bestanden, dass er dazu *in der Lage sei*, dass er diesen geheimen Ort erreicht habe, ohne entdeckt oder abgefangen worden zu sein. Er nennt es »sportliche Pirsch«. Sobald man das Wild in Reichweite und im Visier habe, sei das Erlegen bloß noch eine mathematische Folgerung. Es sei kein Verdienst, den Abzug zu drücken, seit langem schon verzichte er darauf, selbst bei Kaninchen oder Rebhühnern. Doch damit das Spiel ernst wurde und nicht bloß simple Parodie blieb, musste das Gewehr geladen sein. »Ihr Gefühl für die Entfernung ist frappierend, fast übernatürlich«, sagt Quive-Smith anerkennend, selbst ein leidenschaftlicher Jäger: Nach Einstellung des Zielfernrohrs, er hat das überprüft, fehlten bis zum Ziel nur zehn Fuß, an die drei Meter. »So einen Mann darf man nicht leben lassen«, fügt er hinzu. Doch für den Zuschauer schwingt in Sanders' Bemerkung noch etwas anderes mit. Pidgeon ist Captain Alan Thorndike, ein weltbekannter Jäger, sein Gegenüber kennt, bewundert ihn sogar, weiß von seinen Großtaten in Afrika. Man könnte also folgern, dass diese winzige Abweichung von drei Metern gewollt war, dass Pidgeon die Wahrheit sagt und niemals vorhatte, Hitler eine Kugel ins Herz zu jagen. Nicht ernsthaft.

Die ganze Sequenz ist doppeldeutig aufgeladen: Man weiß nicht, ob Thorndike zufällig auf den Führer gestoßen ist oder ihn gesucht hat, so unwahrscheinlich Ersteres auch sein mag. Jedenfalls wirkt es so, als käme ihm das Töten erst in den Sinn, als er das konkrete Bild vor sich sieht, als er merkt, wen er da in Schussweite hat. Oder nicht einmal da, es dauert noch länger. Nach dem Scheinschuss, nach dem Klick der ungeladenen Waffe, nach der Abschiedsgeste an der Hutkrempe und dem fröhlichen Lachen der Befriedigung, macht der Jäger Anstalten, sich zurückzuziehen, schiebt sich ein Stück nach hinten, als hätte er seine Mission erfüllt und nichts mehr dort zu tun, auf diesem Felsvorsprung vor dem berühmten Landhaus in Berchtesgaden. Doch da ändert sich seine Miene, wird ernst und ungeduldiger, als liefe ihm jetzt die Zeit davon, auch entschlossener (nicht allzu viel, aber merklich). In dem Moment scheint ihm der Gedanke zu kommen, dass sich das, was ein Versuch, ein stummes Spiel gewesen ist, ein Zeitvertreib – eine sportliche Pirsch –, Realität werden und den Lauf der Ereignisse verändern kann. Dass er es in der Hand, im Finger hat, seinem Land und der halben Welt einen großen Gefallen zu tun, und das, obwohl sich am 29. Juli 1939 noch niemand ausmalen konnte, wie gewaltig dieser Gefallen sein würde. Was später aus ihm wird, zählt nicht, schwerlich würde er entkommen, es zählt bloß der Nervenkitzel. Also schiebt er die Kugel in die Kammer, eine einzige, in der Gewissheit, das Ziel leicht zu treffen, keinen zweiten Schuss zu brauchen. Er streichelt wieder den Abzug und will ihn gerade drücken, diesmal mit

Folgen, persönlichen und historischen Folgen: Eine Sekunde, und der Führer liegt tot in seinem Blut, vom Antlitz der Erde gefegt, die er sonst in Kürze beherrschen und verheeren wird, liegt auf dem Boden seiner Terrasse, unbrauchbar, störender Abfall, ein Stück Dreck, ein Überrest. Weggeschafft wie eine aufgeschlitzte Katze; wie nah sind sich das Alles und das Nichts, das grausame Leben und der Tod, Panik und Erbarmen.

Wie gesagt, ich weiß nicht, ob im Roman, doch im Film erfahren wir nie die wirkliche Absicht des Jägers Thorndike, denn nichts ist geschehen, bis es nicht ganz geschehen ist und nie wieder ungeschehen gemacht werden kann, bis es kein Zurück mehr gibt. Ein Blatt fällt vom Baum auf das Zielfernrohr. Verärgert wischt Pidgeon es weg, verliert kurz das Ziel aus den Augen, nimmt seine Position wieder ein. Er muss noch einmal auf Hitler scharf stellen, ihn wieder ins Visier bekommen, sonst kann die Mathematik seiner untrüglichen Berechnung nicht zum Erfolg verhelfen, und die Katze wird weiterleben, wird umherstreifen, intrigieren, kratzen, zerfetzen. Aber jetzt ist es zu spät, ein herabsegelndes Blatt reicht aus, die Zeit ist abgelaufen. Der patrouillierende Soldat hat ihn entdeckt und wirft sich auf ihn, die einzige Kugel geht unkontrolliert los, während die beiden miteinander ringen.

Wer hätte an seiner Stelle nicht ebenso gehandelt, hätte nicht überlegt, den Abzug gestreichelt und die Versuchung empfunden, kaltblütig abzudrücken – »Ja, ein Mord, mehr nicht«, wie es im Klassiker herunterspielend heißt –, wenn er Hitler 1939 wehrlos in Schussweite gehabt hätte, durch Zufall oder Pirsch und Jagd? Viel früher sogar und nicht fiktiv. Denn dieser andere Fall ist keine Fiktion, im Gegensatz zu Fritz Langs Film: Friedrich Reck-Malleczewen war keineswegs ein Linker, nicht einmal Jude, Roma oder Homosexueller, aus zwei Ehen hatte er sechs Töchter und einen Sohn. Er war 1884 geboren, fünf Jahre älter als der Führer, der Vater ein ostpreußischer Politiker und Rittergutsbesitzer. Er studierte Medizin in Innsbruck und diente als Offizier im preußischen Heer, gab die militärische Laufbahn jedoch wegen Diabetes auf. Kurzzeitig war er Schiffsarzt auf einem Dampfschiff in amerikanischen Gewässern. Dann ließ er sich in Stuttgart nieder, wo er Feuilletonredakteur und Theaterkritiker war und zog später in die Umgebung von München. Er schrieb Abenteuerromane für Kinder, einer von ihnen, *Bomben auf Monte Carlo*, muss sich einiger Beliebtheit erfreut haben, denn er wurde viermal verfilmt. All diese Angaben sprechen für einen eher harmlosen Menschen mit wenig Neigung zu Krawall oder Umsturz. Doch er war gebildet und sein Geist klar genug, um die Nazis und Hitler zu verachten und zu hassen, seit sie auf der Bildfläche erschienen waren. So begann er im Mai 1936 mit einem intimen, ja geheimen Tagebuch, das er bis Oktober 1944 fortsetzen konnte, es von 1937 an jedoch wohlweislich in einem

Wald versteckte, an oft wechselnden Orten, falls die Behörden ihn ausspionierten und überwachten, denn eine Entdeckung hätte den Tod für ihn bedeutet. Es wurde erst 1947 postum veröffentlicht, unter dem Titel *Tagebuch eines Verzweifelten*, und damals schenkte man ihm in seinem Sprachraum wenig Aufmerksamkeit, vielleicht war es noch zu früh, das gerade erst Beendeten zu gedenken. Fast zwanzig Jahre später legte man es 1966 als Taschenbuch neu auf, woraufhin es 1970 als *Diary of a Desperate Man* ins Englische übersetzt wurde; in dieser Sprache habe ich es gelesen.

Reck-Malleczewen hielt die Nazis für eine »Horde böser Affen«, von denen er sich in Haft genommen fühlte, und obwohl er seit 1933 Katholik war, bekannte er sich zu einem grundlegenden Hass: »Mein Leben in diesem Pfuhl geht nun bald ins fünfte Jahr. Seit mehr als zweiundvierzig Monaten denke ich Hass, lege mich mit Hass nieder, träume Hass, um mit Hass zu erwachen«, schrieb er. Viermal hatte er Hitler persönlich gesehen. Bei einer der Gelegenheiten, »im Gehege seiner Mameluken«, kam er ihm nicht wie ein Mensch vor, sondern wie »eine Figur aus einer Gespenstergeschichte«, teuflisch wie »der Fürst dieser Welt«. Bei einer anderen hatte er im Löwenbräukeller beim Anblick »seiner öligen Locke, die ihm bei solchen Predigten ins Gesicht glitt« seine Schweinswürsteln und Kalbshaxen nicht in Ruhe essen können und ihn als einen »Heiratsschwindler« empfunden, der »liebeshungrige Köchinnen hineinzulegen gedenke«, er sah ihn als »entfesselte Dummheit«. Als Hitler das Gasthaus verließ, machte er zum

Abschied »die Verbeugung eines Kellners, der ein leidliches Trinkgeld empfang«. Sein Gesicht beschrieb er als »versulzt, verschlackt, ein teigiges Mondgesicht, in dem wie Rosinen zwei melancholische Jettaugen stecken«. Als er – 1920 bereits – zum ersten Mal hörte, wie Hitler sich in einem Privathaus ereiferte, in das er sich praktisch selbst eingeladen hatte, mussten Reck und seine Freunde, nachdem sie den spontanen Redner losgeworden waren (das Hauspersonal hatte schon befürchtet, es sei zu einem Auftritt zwischen Hausherrn und Gast gekommen), schnell ein Fenster öffnen, damit die Frühlingsluft hereinwehte und sie den »beklemmenden Eindruck« abschütteln konnten, und Reck erläutert, »es war kein unsauberer Leib, wohl aber der unsaubere Geist eines Missratenen im Zimmer gewesen«. Ungeachtet seines kometenhaften Aufstiegs hatte sich zwei Jahrzehnte nach der ersten Begegnung »an dieser Diagnose absolut nichts geändert. Auch heute noch hält sie bei der Erkenntnis, dass er, jedes natürlichen Selbstbewusstseins und jeder Freude an sich selber bar, im Grunde sich selber hasst.«

Das hier entscheidende Zitat stammt wie die vorigen vom 11. August 1936 (ein langer Eintrag an diesem Datum), Reck-Malleczewen erinnert sich, wie er an einem Tag im Jahr 1932 in einem Münchner Restaurant, der Osteria Bavaria, Hitler erneut begegnet war, seltsamerweise ist er allein, ohne den üblichen Schlägertrupp, ohne Leibgarde (damals war er schon eine Berühmtheit), er betritt das Lokal und nimmt am Nachbartisch Platz, an dem Reck und sein Freund Mücke sitzen. Er glaubt

sich von den beiden beobachtet und kritisch gemustert und »fühlte sich infolgedessen höchst unbehaglich und nahm sofort die trotzig Miene eines kleinen Beamten an, der ein ihm sonst nicht zugängliches Lokal betreten hat, nun aber, da er einmal Platz genommen hat, für sein gutes Geld auch verlangt, ›dass man ihn ebenso gut bediene und behandle wie die feinen Herren nebenan ...‹« Die Straßen seien damals im September schon recht unsicher gewesen, fügt Reck hinzu, also habe er in der Stadt immer eine schussbereite Pistole bei sich getragen. Und dieser überzeugte Katholik, dieser friedfertige Vater von sieben Sprösslingen, dieser Autor von Kinder- und Jugendbüchern, dieser Bildungsbürger aus dem Norden schreibt Folgendes nieder, ohne dass seine Feder zittert oder zögert: »Ich hätte ihn damals in dem nahezu menschenleeren Lokal ohne weiteres abschießen können. Ich hätte es ohne Zweifel getan, sofern mir eine Gewissheit über die Rolle dieses Unflates und über unser jahrelanges Leiden gekommen wäre. Ich nahm ihn damals für nicht mehr als eben eine Witzblattfigur und schoss nicht.«

Am 11. August 1936 hatte er noch sehr wenig Leiden und Schrecken gesehen im Vergleich zu dem, was dann kam, und dennoch hätte Reck-Malleczewen nicht gezögert, kaltblütig einen lachhaften Mann zu erschießen, der sich 1932 zu einem einsamen Mittagessen setzte, wenn er damals gewusst hätte, was er vier Jahre später wusste, gut acht Jahre, bevor er mit sechzig im Konzentrationslager Dachau starb. An diesem Datum, an dem Hitler bereits ganz und gar außerhalb seiner

Reichweite, ja fast der jedes Sterblichen ist, tröstet er sich in seinem Tagebuch in einer Anwendung ahnungsvoller Schicksalsergebenheit über die verpasste Chance in der Osteria Bavaria hinweg: »Es hätte auch hier, wo im Rate des Höchsten unser Martyrium schon beschlossen war, nichts genützt, und wenn man ihn damals auf ein Eisenbahngleis gebunden hätte, so wäre der heranbrausende D-Zug vorher entgleist. Man hört heute viel von Attentaten, die ihm galten und alle missglückten. So wird es sein, und er wird Glück haben, bis seine Stunde gekommen ist. Jahrelang (und das gilt eben auch für dieses momentan so erfolgreiche Land der Dämonen) scheint Gott zu schlafen.« Schon sehr verzweifelt muss ein konservativer Christ sein, um seinem Gott vorzuhalten, er habe die Attentate der Menschen gegen eines seiner Geschöpfe, ohne aufs Jüngste Gericht zu warten, nicht mit Erfolg gekrönt. Habe einen heimtückischen, vorsätzlichen Mord nicht zugelassen, was sage ich, nicht begünstigt.

Reck-Malleczewen, der seinen Worten nach einem Offiziersgeschlecht entstammte, wurde schließlich am 13. Oktober 1944 verhaftet, die Anklage lautete »Zersetzung der Wehrmacht«, weil er wegen Angina Pectoris nicht zum Kriegsappell des Volkssturms erschienen war, den Goebbels angesichts des russischen Vormarschs im Osten hastig aus Halbwüchsigen und Alten zusammenstellte (dieses Vergehen wurde mit dem Tod durch die Guillotine bestraft), weil er mit »Grüß Gott« statt des vorgeschriebenen »Heil Hitler« begrüßt hatte (selbst die Prostituierten mussten Letzteres zweimal pro

Kunde rufen, beim Vorspiel und bei jedem fingierten Orgasmus) und wegen weiterer schwerwiegendster Bagatellen. Nachdem er ein paar Tage im Gefängnis verbracht und das Schlimmste befürchtet hatte, wurde er nach einer mündlichen Scheinverhandlung dank der unerklärlichen Intervention eines SS-Generals freigelassen, der den zehn Jahre Älteren (Reck war damals bereits sechzig) sanft tadelte und den der Tagebuchschreiber in seinen letzten Einträgen als »General Dtl« bezeichnet. So konnte er nach Hause zurück und hatte noch Zeit, diese Erfahrung in seinen streng geheimen Seiten niederzulegen. Ihr Auffinden hätte ihn tatsächlich an den Galgen oder unter die Guillotine gebracht, unverzüglich, unrettbar.

Doch am 31. Dezember wurde er erneut festgenommen (und konnte diesmal nicht in seinem Tagebuch davon berichten), mit der noch groteskeren Beschuldigung »Verunglimpfung der deutschen Währung«, offensichtlich wegen eines Briefs an seinen Verleger, in dem er sich darüber beschwert hatte, dass die hohe Inflation seine Umsatzbeteiligung verringerte. Diesmal erschien kein geheimnisvoller »Dtl« auf der Bildfläche, er kam nicht davon und wurde am 9. Januar nach Dachau gebracht, ein höchst ungesunder Ort, wo er bald krank wurde. Ein holländischer Mithäftling hat ein Zeugnis hinterlassen, in dem er ihn als einen bedauernswerten und verwirrten Greis beschreibt, vom Hunger geschwächt und zittrig vor Nervosität, der nichts aus all dem Erlebten gelernt hatte. Von diesem winzigen Porträt hat sich ein banales Detail in meinem

Gedächtnis eingenistet, denn an solche erinnert man sich am deutlichsten: Er trug eine zu kurze Hose und eine grüne italienische Soldatenjacke, der ein Ärmel fehlte.

Der Sterbeurkunde nach erlag Friedrich Reck am 16. Februar dem Fleckfieber, aber andere Quellen sprechen von einem Genickschuss, wie er ihn dem Unflat, dem kleinen Beamten im September 1932 erspart hatte. Ein Schuss, dem der Hungerleider Hitler entging, weil er seinem faulen, verächtlichen Scharfrichter als Witzblattfigur erschienen war.

Man darf nicht faul und verächtlich sein, darf die Chance nicht verpassen, denn meist bekommt man keine zweite und bezahlt am Ende womöglich mit dem eigenen Leben für die Skrupel, Zweifel, das Erbarmen oder die Angst vor einem unauslöschlichen Makel («Ich habe einmal getötet»); ideal wäre, man wüsste schon Bescheid über die künftigen Taten und Entpuppungen eines jeden. Aber wenn wir nicht einmal über das Geschehene genaue Kenntnis haben, wie können wir uns von dem leiten lassen, was noch kommen wird? Wenn es Reck-Malleczewen unmöglich war, den Führer im Restaurant zu erschießen, wäre es noch weit unmöglicher für ihn gewesen, ein österreichisches Kind namens Adolf vor seiner Schule in Linz oder in Steyr zu überfahren oder ihn in einem fest verschlossenen Sack mit Steinen beschwert in einen Fluss zu werfen – ja, wie eine nutzlose Katze –, als er noch nicht einmal Schüler war, oder mit einem Kopfkissen in seinem Korbbettchen oder seiner Wiege zu ersticken, in seinem Geburtsort Braunau, wenn Reck damals die Gelegenheit und schon das passende Alter dafür gehabt hätte. Er hätte sich nicht einmal getraut, es zu erwägen, so viele »Vorzeichen« er auch gesehen hätte, ja selbst wenn ihm »im Rate des Höchsten« Einblick in das vergönnt gewesen wäre, was der Knabe mit sich bringen und verbreiten würde. Hätte er ein österreichisches Kind oder Baby in einem winzigen, dunklen Grenzort zu Deutschland umgebracht, den es später nur mit Mühe und Not verlassen konnte; hätte er angeführt, dass es sonst Millionen umbringen, die Erde unterjochen und mit Blut beflecken würde

wie niemand vor ihm: Alle Welt hätte ihn für verrückt oder besoffen gehalten, für einen abartigen Mörder, ja er selbst sich sogar, obwohl er die Aussichten kannte, den Schrecken gesehen hatte, der in den Adern dieses wehrlosen kleinen Wesens schlummerte und den es von München, Nürnberg und Berlin aus entfesseln würde.

Aber man sieht, das Töten ist nicht so extrem, so schwierig oder ungerecht, wenn man weiß, wen man tötet, welche Verbrechen er begangen hat oder zu begehen ankündigt, wie viel Böses den Menschen erspart bliebe, wie viele unschuldige Leben geschont würden im Ausgleich für einen einzigen Schuss, ein Erwürgen oder drei Messerstiche, das dauert nur ein paar Sekunden, dann aus und vorbei und weitergemacht – fast immer macht man weiter, ein Leben kann lang sein, und nichts hört je ganz auf –, in manchen Fällen atmet die Menschheit erleichtert auf und klatscht Beifall, spürt, dass man sie von einer gigantischen Last befreit hat, fühlt sich dankbar, beschwingt und sicher, vergnügt und frei durch einen Mord, vorübergehend glücklich.

Und dennoch kostet der erste Schritt Überwindung: Weder der fiktive Thorndike noch der reale Reck haben den Abzug gedrückt, als es noch nicht zu spät war, obwohl beide sehr wohl wussten, dass sie einen Unmenschen, einen Wahnsinnigen beseitigen würden, eine Seuche, einen Verrotteten mit »versulztem, verschlacktem Mondgesicht«, einen bestürzenden, beklemmenden Körper, »den unsauberen Geist eines Missratenen«. Ja, sie wussten Bescheid, aber noch war das

unvorstellbar Schlimmste nicht geschehen. Wir lernen nie dazu, und das Verhängnisvolle muss doppelt und dreifach geschehen, damit wir uns zum Handeln entschließen, der Schrecken muss bereits begonnen haben und unwiderruflich sein, damit wir eine Entscheidung fällen, man muss das erhobene Beil in der Luft sehen oder im Fall auf den Nacken, um die aufzuspießen, die es schwingen, man muss sich vergewissern, dass die offenkundigen Henker tatsächlich Henker sind und auch uns hinrichten. Das noch nicht Geschehene hat keine Geltung, keine Kraft; das Vorhergesehene, Drohende ist nicht genug, die Hellsicht wird immer in den Wind geschlagen, alles müssen erst die schrecklichen Tatsachen bestätigen, wenn es zu spät ist und sie nicht mehr verhindert, nicht mehr rückgängig gemacht werden können.

Und dann folgt paradoxerweise die Strafe oder die Rache; beides kostet noch größere Überwindung und steht auf einem ganz anderen Blatt, denn es geht nicht mehr darum, ein kommendes Unglück zu verhindern, nicht einmal weitere Abscheulichkeiten, was mehr als hilfreich ist, wenn man den Mord, den Akt des Tötens rechtfertigen will (hilfreich ist die Vorstellung, einem Rückfall vorzubeugen, die Wiederholung zu verhindern, ein neues Unheil aufzuhalten). Nein, in dem Fall hat der Verbrecher, Verräter, Denunziant womöglich nicht die Absicht, noch einmal Schaden zuzufügen, stellt keine ständige Gefahr dar, und sein strafbares Handeln war eine Folge der Angst, der Schwäche oder der Verwirrung, eine Ausnahme. Bei

der Rache wird der Fragliche aus Groll vernichtet, aus dem Bedürfnis, sich schadlos zu halten, aus beharrlichem Hass oder unbezähmbarem Schmerz; bei der Strafe ist es eher eine kühle Warnung an die anderen, der Wunsch, ein Exempel zu statuieren, aus Schaden klug werden zu lassen, klarzustellen, dass derlei Folgen hat und nicht geduldet wird. So geht man in der Mafia vor, dort wird kein Fehler verziehen, nicht die geringste Schuld, damit es keinen Präzedenzfall gibt und alle begreifen, dass sie den Respekt vor ihr nicht verlieren dürfen, dass man sie nicht bestehlen, belügen oder verraten kann, dass man sie fürchten muss. Und ebenso handeln letztendlich der Staat und seine Justiz mit ihren feierlichen Ritualen oder notfalls auch ohne, wenn alles im Geheimen geschehen muss: Die anderen sollen vom Vergehen abgeschreckt werden, werden durch Bestrafung des Kühnen gewarnt, der ihnen voranging. Oder des Eingebildeten, des Optimisten, vielleicht des Naiven, der sein Glück versucht hat und ihnen zuvorkam.